

Ein Antrag unterm Dach

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 20

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672059>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Antrag unterm Dach

Monika wohnte unter dem Dach. Ihre grossen Atelierfenster spiegelten den Himmel, die russigen Schornsteine der Nachbarhäuser und manchmal ein vorwitziges Flugzeug, das der Stadt zu nahe kam. Das Atelier selbst war mit einem Zeichentisch, einem Schrank, unaufgerollter Leinwand, einigen Stühlen, Farbentuben, Pinseln und einem altmodischen, aber bequemen Sofa ausreichend möbliert. Monika war zufrieden, endlich eine Wohnung gefunden zu haben, in der sie ihrer Art von Ordnung frönen konnte, ohne von einer missbeliebigen Wirtin dauernd über die wahren Werte eines weiblichen Daseins belehrt zu werden. Und so lange sich auch ihre Freunde in ihren vier, über der anderen Welt liegenden Wänden wohl fühlten, sah sie nicht ein, warum sie ihr durch Illustrationen, Plakatentwürfe und kleine Bilder sauer verdientes Geld für überflüssige Möbel ausgeben sollte. Hans allerdings, der Ingenieur vom dritten Stock, schüttelte manchmal den Kopf, wenn er die schmale Treppe zu Monikas Atelier hinaufstieg; doch störten diese Andeutungen eines geordneten Lebenswandels Monika nicht im geringsten. «Hans ist mein bester Freund», pflegte sie zu sagen, «obwohl wir in fast allen Dingen entgegengesetzter Meinung sind.»

An einem späten Nachmittag, dessen Licht sich schon bedenklich zum Abend neigte, klopfte Hans an Monikas Tür, öffnete sie ernster als gewöhnlich und setzte sich mit einer beklemmenden Feierlichkeit und Strenge in den angebotenen Stuhl.

«Du bist trotz allem eine wunderbare Frau, Monika», sagte er bedächtig, nachdem seine Zigarette brannte, «und du bist mir immer eine wunderbare und verständnisvolle Freundin gewesen. Ich muss dich um einen Rat fragen.»

Monika lehnte sich in ihrem Sessel zurück und lächelte ein wenig. Wie lieb er doch war! Er kam zu ihr, wenn sein Herz schwer wurde und in seinem wohlgepflegten Leben plötzlich eine Lücke klappte, die er nicht zu schliessen vermochte.

«Sag mir alles», nickte sie ihm zu, «du weisst doch, dass ich immer für dich da bin,»

«Eben», sagte Hans, merklich erleichtert, «ich möchte nämlich heiraten.»

Monika zerdrückte die kaum gerauchte Zigarette im Aschenbecher. Sie zündete sich mit einer langsamen und überlegten Bewegung eine neue an. «Muss das sein?» fragte sie nach einer Weile mit ihrer gewohnten Stimme.

«Darum frage ich dich ja», sagte Hans und rieb seine Hände nervös gegeneinander. «Ich bin mir selbst nicht klar. Aber du musst doch zugeben, dass dies Junggesellenleben, das ich führe, auf die Dauer eine Unmöglichkeit ist.»

Monika nahm sich zusammen. Schliesslich durfte man einen Freund, der vertrauensvoll zu einem kam, nicht mit Enttäuschung, Trotz und gemeiner Eifersucht quälen.

«Eine Ehe ist eine Art Tototip», sagte sie ruhig, «das weisst du so gut wie ich. Er kann gut ausgehen, aber er ist in keiner Weise dazu verpflichtet. Wenn zwei Menschen zusammen leben wollen, muss sich notwendigerweise einer von ihnen dem anderen beugen. Und das ist in unserer Zeit der allgemeinen und besonderen Gleichberechtigung ein schweres Unterfangen. Es könnte natürlich sein, dass ähnlich gerichtete Interessen eine gewisse Bindung herstellen, die auch den Tagen, Wochen und Jahren gewachsen ist, aber ich bezweifle es. Denn wenn heute die Frau deiner Wahl geistig, seelisch und körperlich mit dir übereinstimmt, wer garantiert dir, dass sie es auch noch in zehn Jahren tut?»

«Du meinst also, man sollte nicht heiraten?» fragte Hans nachdenklich. Monika schüttelte den Kopf, betrübt darüber, dass sie ihm nach bestem Gewissen keinen anderen Rat geben konnte.

«Aber wenn die beiden Menschen sich lieben?» verlangte Hans nach weiterer Auskunft.

Monika schlug die Hände über dem Kopf zusammen. «Wie entsetzlich!» rief sie, ehrlich erschrocken. «Die Liebe, die bezaubernde Blüte eines Augenblicks, in ein quälendes Joch gespannt, das sie zu einer Küchenmagd erniedrigt. Wie stellst

du dir das vor? Wenn du schon heiraten musst, heirate nach Vernunft und Verstand, nach Ueberlegung und Willen, aber niemals, niemals nach einem Gefühl, das so schwebend und leicht ist, dass es ein Anruf schon zerstören kann.»

Hans rauchte wortlos. Er blickte auf Monikas Hände, die unruhig in ihrem Schoss spielten.

«Wen willst du eigentlich heiraten?» fragte sie nach einer langen Weile des Schweigens.

«Dich», sagte Hans leise.

«Warum lässt du mich dann soviel Unsinn reden?» fragte sie viel später, als der Abend schon zur Nacht geworden war und ihr Kopf glücklich und zufrieden an seiner Schulter lag.

Marion

Juwelen raub

von Jaques Rose Garden

«Juwelendiebe sind Faulpelze!» meinte Burt, der Juwelier, «es gibt nur drei Methoden, einem Goldschmied ein Schmuckstück abzujagen. Die Juwelendiebe werden nicht müde, sie in phantasieloser Folge immer wieder anzuwenden. Ein Juwelier braucht nur jeden Tag einen Kriminalroman zu lesen, um gegen alle Gaunereien gefeit zu sein. Ich tue es und bin überzeugt, dass mir in meinem Geschäft nicht die geringste Ueberraschung widerfahren kann.»

In diesem Punkte irrt Burt, der Juwelier.

«Eines Tages erschien bei mir eine elegante Dame», erzählte Burt einige Tage später, «sie stellte sich als Olga Gräfin Bekeffy vor und gab an, mit ihrem Vater im Hotel zu wohnen und ein Schmuckstück kaufen zu wollen, das sie vor einiger Zeit in meiner Auslage gesehen hatte. Ich trug kein Bedenken, der Gräfin diesen äusserst wertvollen Schmuck vorzulegen, jedoch machte mich bald ihre nervöse Art stutzig, um so mehr, als sie plötzlich erklärte, kein Geld bei sich zu haben, den Schmuck aber unbedingt mitnehmen zu wollen.

Meine Begleitung ins Hotel lehnte sie strikte ab. Als ich darauf bestand, griff sie empört nach ihrer Handtasche und schickte sich an, mein Geschäft zu verlassen. Ich bat sie, zu bleiben, bis ich mich überzeugt hatte, dass alle dem Safe entnommenen Schmuckstücke vorhanden wären. Nicht umsonst hatte ich meinen Verstand an Kriminalromanen geschärft. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und ein Offizier in der Uniform eines fremden Landes trat ein.

«Vincent! Helfen Sie mir! Man hat mich beleidigt!» rief die junge Dame und eilte auf den Offizier zu.

Der fremde Offizier ging auf mich zu und fragte zornig:

«Wollen Sie mir eine Erklärung geben, mein Herr?»

Ich gab sie ihm. Er fand für meine Lage Verständnis.

«Ihr Verdacht ist in diesem Falle unbegründet», fügte er hinzu, «ich kenne die Gräfin seit Jahren, ich war oft auf dem Schloss ihres Vaters zu Gast. Vertrauen Sie ihr getrost den Schmuck an. Genügt Ihnen mein Wort als Offizier?»

Ich bedauerte. Von falschen Uniformen hatte ich zu viel gelesen.

«Ich habe nicht den Vorzug, Sie zu kennen», sagte ich.

Er warf seine Legitimation auf den Tisch. Es war ein bekannter Name, von der Gesandtschaft bestätigt. Ohne meine Antwort abzuwarten, händigte er der Gräfin den Schmuck aus und führte sie zur Tür.

«Wann werden Sie zurück sein, Olga?»

«In zehn Minuten.»

Der Offizier küsste ihr die Hand. Sie ging. Dann kehrte er zu mir zurück und sagte:

«Ich bleibe als Pfand bei Ihnen.»

Ich sass in einer Falle. Ich kannte dieses abgekartete Spiel. Ich hatte es in unzähligen Büchern gelesen. Aber es konnte ebensogut wahr sein, ich konnte es mir als erster Juwelier der Stadt nicht leisten, meinen Ruf aufs Spiel zu setzen. Ich versuchte, die Peinlichkeit der Situation zu überbrücken. Der Offizier kam mir sichtlich dabei entgegen, zog eine goldene Tabatière aus der Tasche und bot mir eine seiner selbstgedrehten Zigaretten an. Ich lehnte in ständig wachem Misstrauen ab, mein Verdacht wuchs noch, als der Fremde mit merkwürdigem Lächeln die Dose wieder schloss, ohne sich selbst zu bedienen. So vergingen die zehn